

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 103.

Freitag, 24. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Im Vestibül stieß sie auf Bertha Calwer, die sich verabschiedete, um nach Deutschland zurückzufahren.

„Nach meinem Examen werde ich mir erlauben, nach Berlin zu kommen und Sie aufzusuchen. Wir dürfen unsere Reisebekanntschaft doch nicht so einschlafen lassen.“

O weh! — dachte Felicitas. Und sie sagte mit lebenswürdigem Lächeln, daß sie in diesem Jahre nicht mehr nach Deutschland käme, ihr Vater plane eine Weltreise.

Dann also später einmal, entgegnete die hartnäckige Ägypterin. „Ich melde mich jedenfalls vorher rechtzeitig an.“

Hoffentlich fällt sie in ihrem dummen Examen durch! — wünschte Felicitas von Herzen. Aber sie fand ihre Hoffnung selber wenig begründet.

An diesem Abend machte sie noch eine andere Bekanntschaft. Es war ein hagerer brünetter Herr, der selbst hier durch seine Eleganz auffiel und sich Marchese di Schiavoni nannte. Er hatte sein Stammschloß in der Nähe von Triest, woraus sich die für einen Marchese überraschende Beherrschung der deutschen Sprache unschwer erklärte.

Der List, in dem sie mit Mr. Heß und ihm emporfuhr, hatte einige Minuten gestreift, und diese kurze Zeit hatte dem schwarzen Marchese genügt, ihr einen Haufen Liebenswürdigkeiten zu sagen und ihr strahlendes Lächeln zu ernten.

In die großen, treuen Hundeaugen von Mr. Heß trat ein bedrohliches Funkeln. Unwillkürlich nahm er Vorerststellung ein, aber Felicitas versöhnte beide durch eine Einladung zum morgigen Fünf-Uhr-TEE auf ihren Salon.

Aber als der Mann aus Milwaukee am nächsten Tage pünktlich antrat, erzählte die knixende Jose, daß Miß Reinhausen einen Fehlschritt mit dem Herrn Marchese di Schiavoni unternommen habe. Und sie setzte mit maliziösem Lächeln hinzu: „Die Herrschaften waren sehr vergnügt und lassen grüßen.“

„Well“, sagte Mr. Heß ruhig und machte brüsk kehrt.

Er setzte sich unten zu seinem Levantiner und wartete bei Whisky und Soda. Er gab sein Rennen nicht so bald auf.

20.

Der Marchese di Schiavoni spielte Tennis, wie ein junger Gott und sah in seinem Tropendineranzug blendend aus. Felicitas fühlte mit Wohlbehagen die neidischen Blicke der Damen.

Jetzt erst lernte sie dies Kairo richtig kennen, nicht nur die Stadt der Eingeborenen oder der Toten in der unheimlichen Gräberstraße — er führte sie auch in die hübschen Vergnügungsstätten, die Varietés, das Casino de Paris. Man konnte in diesem Lande der Königsgräber recht lebendig sein.

Anfangs ging Mr. Heß mit, ohne auf die abweisende Miene des Marchese Rücksicht zu nehmen. Seine unerschütterliche Ruhe und Beharrlichkeit waren ihr ein wenig lästig, schmeichelten ihr aber doch. Wenn nicht neue Konflikte zu befürchten gewesen wären, hätte sie ihn wohl viel mehr ermuntert.

„Mr. Heß, Sie sehen aus, als hätten Sie eben auf einen Starabäus gebissen.“

„Well“, knurrte er und sah dabei kampflustig zu dem schwarzen Marchese hinüber, als hoffe er, daß auch der ihn reizen würde. Aber der Herr aus Triest sah eisig über ihn hinweg.

Es war im Grunde, trotz mancher Mißstimmungen, ein pridelndes Leben, so zwischen den beiden Männern und ihren Wünschen durch den Sonnenschein des Südens zu tänzeln. Wenn einer zu aufdringlich wurde, würde sie einfach aufbrechen. Jeden Tag konnte man sich hier einem Cool-Unternehmen anschließen, etwa nilaufwärts, nach dem Karnaktempel, nach der Insel Philae, nach Assuan, wo die Katarakte waren, nach den Felsentempeln bei Abu Simbel. Alle sprachen hier ja davon, und es würde gar nicht auffallen, wenn sie eines Morgens den sonderbaren, mit Galerien umrahmten Dampfer „Sudan“ oder „Britain“ bestieg. Am Ende gehörte das überhaupt zu ihrem Reiseplan und es stand auf dem verlorenen Schreiben Reinhausens.

Aber es wurde nichts aus diesen Ausflügen. Es wurde auch nichts aus der Tour nach Fayum, zu der der Marchese drängte. Sie lachte ihm ins Gesicht, als er eine Reise zu zweit dahin vorschlug. „Sie vergessen, daß ich ein prädes deutsches Mädchen bin, mein Herr, und daß ich auf die Stellung meines Vaters Rücksicht nehmen muß.“

Im übrigen hatte sie nie einen amüsanteren Plauderer gehabt.

„Wissen Sie, daß vor hundert Jahren einmal ein deutscher Fürst hier gewandert ist, der ein Fellachmädchen als Sklavin kaufte und in die Heimat mitnahm?“

„Der Graf von Gleichen?“, fragte sie unsicher. Sie entlief sich dunkel eines ähnlichen Filmstoffes.

„Nein, der Fürst von Büdler-Mustau.“

„Erzählen Sie. Ist es der mit der Eisbombe?“

Er strich sein kleines Schnurrbärtchen liebevoll. „Ja, die ist seine Erfindung und sie hat ihn unsterblich gemacht. Ist es nicht sonderbar, womit man unsterblich werden kann? Dieser Kämmerer Potiphar in unserem Ägypten ist es zum Beispiel durch seine Frau geworden —“

Felicitas lachte vergnügt eine Tonleiter herunter und bog das Gespräch auf den Fürsten.

„Der hatte den allmächtigen Mehemed Ali gründlich eingeseift, war sein Freund und Berater geworden und konnte dank seiner Empfehlungen bis nach Khartum hinunterziehen. Dort in den Ruinen stand noch sein Name eingegraben. Er hatte Mondscheinspaziergänge in den Tempeln von Luxor gemacht, wobei ihn eine Dame, den Tamburin schwingend, begleitete. Dieser deutsche Snob hatte die Phantasie der Ägypter erheblich befruchtet. Sein Glanzstück war aber doch jene abessinische Sklavin, die er europäisch anzog und nach Nügen heimnahm. Sie mochte sich dort sonderbar aenua angenommen haben.“

„Und was hat die Fürstin dazu gesagt? Hat sie ihr die Mandelaugen ausgefragt? Sie hatte doch Mandelaugen? Ich bitte dringend darum.“

„Aber sicher. Alle Zellschachmädchen haben sie ja, auch wenn sie am Pflug mitziehen oder ihre Esel mißhandeln.“

„Die armen Esel! Wollen wir nicht einen Eselschuhverein gründen? Ich werde die Patronesse.“

„Ich bin für einen Männerschuhverein. Gegen Damen, die solche Augen haben wie Sie.“

Wenn sich das Gespräch so wendete, drehte sich Felicitas zu ihrem anderen Begleiter. Sie fragte ihn unvermittelt nach den Schönheiten des Michigansees und den Fleischfabriken von Chicago.

Er schnappte stets sofort ein, dankbar über ihre Liebenswürdigkeit errötend, und pries die „States“, als ob er sie erfunden hätte und sie ihr schenken wollte.

Einige Male entwichte sie ihm aber doch, wie damals auf dem Eselsritt, und hierbei lernte sie die kleinen Klubs kennen, wo man Wasserpfeifen rauchen und spielen konnte. Der Marchese schien gut empfohlen zu sein, und mit Erstaunen sah sie hier einige der steifsten Damen von der Hoteltafel wieder. Sie spielten die ganze Zeit und trugen Gewinn und Verlust mit der gleichen Kaltblütigkeit.

Felicitas zitterte beim Anblick der hin und her geworfenen bunten Jetons, die Vermögen bedeuteten. Eine Weile widerstand sie dem Drängen ihres Führers, dann sah sie plötzlich an dem grünen Tisch und setzte, ohne lange auf die Erklärungen zu hören. Sie spielte und gewann, verlor eine Kleinigkeit und sah nach einigen Stunden, die wie eben so viel Minuten vorüber gezogen waren, ein kleines Vermögen vor sich liegen.

Ihre Kehle war trocken wie ausgehöhrt von der Wüstenhitze des Tages. Wie im Traum schritt sie zum Hotel zurück. Die ganze übrige Nacht warf sie sich hinter ihrem Moskitonetz schlaflos herum: sie war auf dem Weg zu eigenem Reichtum.

Es fiel ihr in diesen Tagen auf, daß Mr. Heß nicht mehr seine Begleitung aufdrängte. Er stand, wenn sie mit dem Marchese den Wagen bestieg, mit der kurzen Pfeife im Munde und blickte nach der anderen Seite. Kurze Zeit war sie dann wütend über ihn: verachtete er in ihr die Spielerin? Wenn ihr Vater in Florida „Money“ gemacht hätte, brauchte sie dies auch nicht. Aber dann war sie irgendwie froh und erleichtert, daß sie seine aufmerksamen Augen nicht sah. Merkwürdig war nur, daß er immer in der Vorhalle des Hotels saß, wenn sie heimkehrte, gleichviel zu welcher Stunde, immer. Ein Bruder konnte nicht aufmerksamer auf seine losgelassene Schwester achten.

Wenn sie in den kleinen, molligen Klubräumen saß, in diesem süß-scharfen Dunst des Tabaks und herber, starker Parfüms, hatte sie ihn schon vergessen. Rever mind!

Sie spielte Abend für Abend, aufgewühlt und aufgepeitscht beim Verlieren oder Gewinnen. Immer stand der schwarze Marchese hinter ihrem Stuhl, der selber wenig setzte. Sie lachten nervös, wenn der Croupier ihre Jetons an sich zog. Bah, das waren kleine Zwischensfälle. Ihre Glückssträhne würde schon wieder kommen.

Aber sie kam nicht wieder. In einer Mitternachtsstunde verlor sie all ihren Gewinn und ihr Bargeld dazu.

Der Marchese borgte etwas. Als sie auch das verspielt hatte, fand sie nicht den Mut, ihn um mehr zu bitten. Tränen schossen in die dunklen Augen.

Ihr gegenüber, der ehemalige englische Kolonialoffizier mit dem brutalen Bronzefopf, prüfte sie mit kalter und, wie es ihr schien, verächtlicher Miene. Sie bog seinen Blicken aus und sah plötzlich am Tisch hundert Spänenaugen auf die bunten Jetons gerichtet.

Fröstelnd erhob sie sich und drängte sich durch die Wartenden hindurch. Draußen auf der mond hellen Straße riß sie einem der herumlungern den Limonadenhändler den Becher aus der Hand und trank das kühle, überzuckerte Getränk gierig. Sie konnte nicht einmal den winzigen Betrag erlegen.

Ich muß das Geld wieder haben, dachte sie, es ist nicht meins. Sie sah den Marchese verzagt an. „Was mache ich nun?“

„Wir glauben trotzdem an unser Glück“, ritz er lächelnd. „Warten Sie mal. Morgen ist der dreizehnte. Ein Glückstag. Da nehmen Sie es diesen ungalanten Räubern wieder ab. Soll ich Ihnen borgen?“

„Nein, nein... was denken Sie?“

„Ich würde es gern zu Ihren schönen Füßen legen, leider ist meine letzte Geldsendung ausgeblieben. Mein Intendant ist sehr lässig. Na, er kann sich auf mein Telegramm freuen.“

„Ich hebe auf der Bank ab“, sagte sie entschlossen.

„Wie Sie wollen“, meinte er kühl. „Soll ich Sie begleiten?“

„Ich bitte Sie darum.“

Am nächsten Morgen lief ein dunkles Geraune durch das Hotel. Einem Mr. Wallace aus Liverpool war nachts die Brieftasche gestohlen worden. Man hatte sie morgens ohne die Notizen der Bank von England — auf dem Platz gefunden. Es war kein Zweifel, daß es im Hotel einen Dieb gab.

Die Entrüstung war allgemein. Am empörtesten war Marchese di Schiavoni. Er sagte dem Hotelgewaltigen so unangenehme Dinge, daß ihn Felicitas fortführte, einen Skandal befürchtend.

„Hat er Sie auch bestohlen?“

Er lachte grimmig. „Ich habe einen sehr leichten Schlaf. Und außerdem unter dem Kopfkissen ein hübsch geschliffenes Stilet. Ich möchte niemand einen Besuch anraten.“

Sie hob auf seinen Rat das ganze Geld ab. „Man muß das Glück zwingen, Signorina.“ Sie nickte. Heute war ja der Dreizehnte, der Glückstag!

(Fortsetzung folgt.)

Im Haus der tausend Geispenster.

Von Georg Alce.

Wo Schaufenster-Puppen zum Leben erwachen.

Ich habe mich mit dem Paternoster verfahren. Ich hätte im vierten Stock landen sollen und jetzt sitze ich hier unter dem Dach. Ich irre durch die Korridore und Klopfe an verschiedene Türen. Nirgends eine Antwort. Auf einmal höre ich hinter einer Tür ein leises Geräusch. Es ist, als stöhnte jemand. Ich klopfe wieder. Sofort wird alles mäusestill. Ich vernehme Laute wie Rascheln und habe das Gefühl, als sähere jemand. Wirklich, man sieht dort drinnen. Ich kann nicht leugnen, in diesem unheimlichen, düsteren Gang wird es mir immer unbehaglicher. Jetzt hört es sich sogar an, als weine jemand hinter dieser verschlossenen schmutzigen Holztür. Jetzt klopfe ich stärker, um mein Herzklopfen zu übertönen. Aber mein Klopfen wirkt nicht mehr, es stöhnt, es raschelt, es knirscht, es lacht und es schluchzt auf diesem rätselhaften Boden ohne Unterbrechung. Ich gehe von Tür zu Tür, bleibe stehen, klopfe und lausche. Nirgends wird mir die freundliche Einladung „Herein“. Am Ende des Flurs dringt Licht durch den Riß einer Tür. Ein Drud und ich falle in ein kleines Gemach. Wie gebannt bleibe ich stehen; der Anblick, der sich mir bietet, ist schauerhaft. In der düsteren Dachkammer hängen von den Deckenbalken herunter drei verstümmelte Frauengestalten. Durch das schmale, schmutzige Dachfensterchen sickert nur spärlich das Licht der Nachmittagssonne, und geisterhaft baumeln die drei Gestalten im Zwielicht. Der einen fehlen die Hände, der anderen die Beine und der dritten der Kopf. Hilfe! Wo ist denn hier Polizei? Ja, auf dem Fußboden liegt noch der Kopf, mit offenen Augen stierend. Es schaudert einem. Ein Rad steht an die Wand gelehnt, auf der Lenkstange liegt noch die Mütze. Wenn die Polizei jetzt sofort käme, fände sie vielleicht noch die Spur des Verbrechers.

Nur eins fällt mir an der ganzen Sache auf. Diese jungen Damen, denn es handelt sich hier um drei junge hübsche Frauengestalten, hängen ganz unnatürlich an ihrem Strid. Die Beine der einen sind an den Körper gezogen, die andere scheint in der Luft zu sitzen, und die dritte macht mit den Armen die gräßlichsten Bewegungen. Vielleicht doch kein Verbrechen? Ich trete näher. Ach, so ist das! Erleichtert atme ich auf und lache mich selbst aus. Es sind ja nur Puppen. Ist es etwa das Zimmer eines Sonderlings? Erst jetzt merke ich, daß neben dieser noch eine andere Kammer ist, in der drei Herren und vier kleine Kinder

vom Dachbalken herunterbaumeln und bei jedem Windstoß das ominöse Geräusch verursachen. Was sie hier zu suchen haben? Sie trocknen. In den unteren Stockwerken ist die große Fabrik, die diese Gestalten herstellt und im vierten Stock ist ein riesiger Saal, wo um einen großen Ofen herum in einer Höllenhitze hunderte und aberhunderte solcher Figuren hängen oder an den Wänden lehnen und ihre nassen Glieder trocknen. Manche haben ihre Arme und Beine gebündelt neben sich hängen oder strecken sie auf Regalen in die Luft. Manche dieser Damen und Herren aber schlummern noch in ihrer Form, mit dem Gesicht nach innen, und können erst nach einer gewissen Zeit herausgeholt werden. Wie sie so in der Hölle der Masse schlummern und ihre runden Beiden und Waden, Schultern und Rücken zeigen, ist das ja die Schöpfung, die Geburt Adams und Evas, in die Industrie übertragen. Diese jungen Damen und Herren, die hier in hunderten und aberhunderten von Exemplaren zum Leben erwachen und der Wirklichkeit entgegen trocknen, sind die Erzeugnisse einer der größten deutschen Gebrauchskünste. Es sind die Schaulpuppen, die Schaufenstermannequins. Keine deutsche Erfindung, auch keine ausgesprochene deutsche Spezialität. Überall in der Welt werden sie hergestellt, aber nirgends in der Welt sind diese Figuren die Figuren nach der allerletzten Mode, nach dem allerletzten Geschmack. Paris macht die schönsten Frauenkleider, London die elegantesten Herrenmoden, aber die Pariser und die Londoner Schneider und auch die New Yorker können ihre Kreationen nur nach der letzten Mode herstellen, wenn sie dazu deutsche Wachsmannequins haben. Die deutschen Schneider und Schneiderinnen richten sich nach dem Pariser und Londoner Geschmack, aber was die Mode der Körper betrifft, hier ditiert Deutschland. Gewiß stammen die neuen Körperlinien nicht nur aus Deutschland, sie kommen aus aller Herren Länder und stellen sich aus tausenden von Einzelheiten zusammen. Die Weltkünstlerinnen, die berühmten Sportlerinnen, die schönsten Filmschauspielerinnen und die Tänzerinnen liefern den Stoff, und die Künstler aus aller Welt stellen aus hundert dieser Figuren das eine Ideal auf.

Ein geschlossener Kreis bildet sich. Die Künstler schaffen das Ideal, die Kunstgewerbetler modellieren es und die Puppenfabrikanten liefern es an die Modenhäuser und Schneidereien. Letzten Endes richten sich dann Frauen und Männer nach diesen Puppen.

Jetzt haben zum Beispiel die New Yorker Herrenschneider das Männerideal festgelegt und zwar mit 170 Zentimeter Größe, 75 Zentimeter Taillenweite, 90 Zentimeter Hüfte, 50 Zentimeter Armellänge und 80 Zentimeter Beinlänge. In den Ateliers der Puppenfabriken werden sofort nach Eintreffen des Kabels diese Figuren in Gips gegossen und nach einer Woche stehen tausende und abertausende fertig, um nach England, nach Amerika, Australien, Brasilien und nach aller Welt verschickt zu werden und überall das neue Männerideal zu verkünden. Wohl arbeiten diese Bildhauer auch nach lebenden Modellen. Aber nirgends ist man so unsterblich wie hier. Ein Modell kann hier nicht jahrelang, ja nicht einmal monatelang als Vorbild dienen. Hier gibt es nicht Weltideale, die jahrelang Königin der Mode sind. Es gibt eine Sommerfigur und eine Winterfigur, eine Tagesfigur und eine Abendfigur und noch verschiedene andere.

Es ist interessant zu sehen, wie diese Schaufensterpuppen in den verschiedenen Abteilungen einer solchen Fabrik aus hunderten von Einzelheiten sich zu einem Ganzen zusammensetzen. Hier stehen Arbeiter und umhüllen die Form mit Klebemasse. Nach dem Trocknen zerschneidet man die Form in zwei Teile, dadurch entsteht das Negativ. An langen Tischen stehen junge Mädchen und Männer und massieren die etwa unebenen Glieder bis sie schlant und gefällig sind. An einem großen Tisch sitzen einige Duzend Frauen und beschäftigen sich den ganzen Tag nur mit Händen. In ihren harten Händen entstehen jene feinen, süßen, graziösen Finger, die in den Schaufenstern die netten Bewegungen machen. In einem andern Raum werden die fertigen Figuren poliert und in einem dritten arbeiten die Herren Friseur und Schminktmeister. Die Damen und Herren stehen in langer Reihe vor den Meistern, einen grünen, gelben oder blauen Kittel um die Schultern und warten geduldig, bis ihnen mit einem feinen Pinsel Augenbrauen à la Fatime oder Suleika gemalt werden, bis sie Wimpern wie Schmetterlingsbeine bekommen, rosige Nasenlöcher, die einen duftigen Atem vordrücken und einen karminroten Mund, um den die feinste Dame der Gesellschaft sie beneiden würde. Auch die Nägel werden sorgfältig manikürt und poliert. Und wenn so eine Dame mit der Papiererviette um den Kopf mit dem Fahrstuhl in Gesellschaft einiger netter junger Herren mit Idealfigur herunterfährt, dann sieht sie sich gleich in Reih' und Glied im Ausstellungsraum mit aufstellen, denn der Besuch des Modedirektors aus Birmingham ist bereits angelegt. Sie muß ihm gefallen. Wenn es aber nicht der Fall sein sollte und sie in Berlin bleiben muß, so hat sie ein bemitleidenswertes Schicksal vor sich. Sie kommt in die Geydelstraße von Berlin, in die Seydelstraße, und stellt sich mit hundert ihrer Kolleginnen in das Schaufenster und wartet da, ob es schneit oder regnet, ob es Sommer oder Winter ist, splitterkalt in graziöser Sehnacht auf den Erdbeer, der sie für einen kleinen Laden kauft.

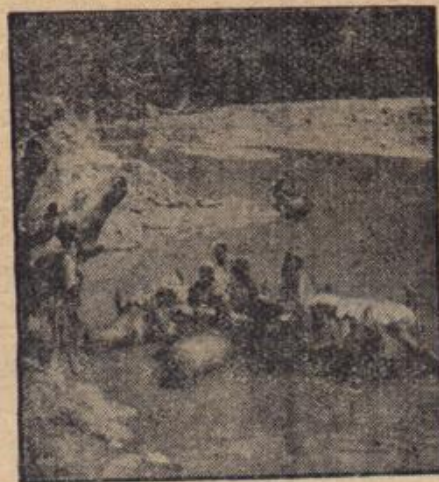
Felle, auf denen man schwimmt.

Den Nutzen von Tierfellen und Häuten lernt der moderne Kulturmensch gar nicht mehr so unmittelbar kennen. Unsere hochentwickelte Industrie hat die Verwendung von Häuten und Fellen in einem so mannigfaltig geteilten Arbeitsprozeß hineingelegt, daß wir weit davon entfernt sind, Felle und Häute noch in ihrer rohesten, kaum bearbeiteten Form für die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu benutzen. Selbst da, wo kostbares Pelzwerk die elegante Trägerin schmückt, ist doch nur scheinbar noch das Pelzwerk in seiner ursprünglichen Beschaffenheit vorhanden. Denn gerade die Kürschnerei erfordert besonders sorgfältige Bearbeitung des ursprünglichen Tierfelles.

Nur auf primitiveren Kulturstufen findet sich noch die ganz unmittelbare Verwendung des tierischen Felles zu allen möglichen Zwecken, wenngleich sich heute kaum noch der Eskimo, geschweige denn der Indianer oder die Tungusen in den Eissteppen Kamtschatkas, in die rohe Felle der erlegten Tiere kleiden oder sich ihre anspruchslosen Fußbekleidungen und Molassins daraus herstellen. Von der gewaltigen wirtschaftlichen Bedeutung der Felle und Häute mag man sich aber einen Begriff machen, wenn man hört, daß allein nach Deutschland alljährlich fast für 700 Millionen Mark solcher Rohstoffe eingeführt werden.

In den noch immer von der Zivilisation am weitesten abgechiedenen Gebieten finden sich auch heute noch Verwendungsarten für tierische Felle und Häute, die auf der ältesten kulturgeschichtlichen Stufe Europas auch bei uns üblich waren. Das mit Büffelhaut bespannte Kanu des Indianers, wie der mit Seehundsfell überzogene Kajak des Eskimos hatten ihre frühen Gegenstücke auch in den Anfängen der europäischen Kultur.

Merkwürdigerweise hat der größte Kulturfortschritt in einigen heißen Ländern die ursprüngliche Verwendung von Tierbälgen als Behälter von Wasser, Wein und anderen Flüssigkeiten nicht abschaffen können. In den Steppen der Kirgisen wird die Milch auch heute noch zweckmäßig in solchen Häuten aufbewahrt, nicht viel anders, wie es die Wüstenreisenden in der Sahara seit jeher bis auf den heutigen Tag zur Bewahrung des Wassers tun. Die nomadischen Völkerstämme an den Rändern der Sahara decken die wenigen kostbaren Wasserstellen der Oasen sorgfältig mit Gazellenhäuten zu, weil sie auf diese Weise am besten vor der Verdunstung geschützt sind. Sogar der Wasserlad, ein Erzeugnis europäischer Technik, stellt im Grunde nichts weiter dar als eine Rückkehr zu dem ursprünglich verwendeten Tierbälge.



Auf Ochsenhäuten über den Satladsch in Indien.

Eine besonders eigenartige Verwendung von Ochsenbälgen findet sich noch heute in der großen Provinz Pandschab in Vorderindien. Dort werden die Ochsenbälge als Flußfahrer verwendet. Am Satladsch, dem südlichsten Nebenfluß des gewaltigen Indus, ist die aufgeblasene Ochsenhaut das einfachste Verkehrsmittel zwischen den beiden Flußufern. Zwei solcher Ochsenbälge zusammengebunden, bilden eine richtige Fähre, worauf der Inber mit seiner ganzen Familie Platz findet. Die Schweinsbläsen, die bei uns von den Kindern zum Schwimmenlernen benutzt werden, sind hier also ersetzt durch eine ganze Ochsenhaut. Allerdings nur, wo der Fluß keine allzu reißende Strömung hat, ist das Übersetzen mittels der Ochsenbälge möglich. Jeder, der zum anderen Ufer hinüber will, bringt seine eigene Fähre auf dem Rücken angeschleppt und rudert darauf über den Fluß.

Neue Bücher

* Oskar Geithner: „Goethe im Lichte des Göttlichen“. (Verlag Martin Salzmänn, Dessau.) Das Buch ist die geistige Fortsetzung einer früher erschienenen Schrift des Verfassers über „Goethes Weltanschauung und Religion“ und erweitert und vertieft die seinerzeit gewonnenen Erkenntnisse. Es gibt Auseinandersetzung gerade auch mit dem Menschen Goethe und weiß der reichen Persönlichkeit dieses Geistesheroen mancherlei neue Züge abzugewinnen, klärt vor allem sein oft mißverstandenes Verhältnis zum Christentum. Es räumt mit manchen irrigen Vorstellungen auf, die Goethes Bild verzerrten, und zeigt die stark religiöse Grundlage seines Wesens und Denkens in seinem Unsterblichkeitsglauben und seinem Vertrauen auf allumfassende Liebe. Die Betrachtungen sind nicht Theorie, sondern gehen auf den Kernpunkt der Lebensmaxime, werden durch Aussprüche des Dichters selbst belegt. Derart kann die Schrift für den Goetheforscher eine ergiebige Quelle sein, doch sie verdient auch allgemeines Interesse in der Deutung eines leuchtenden Vorbildes gerade für unsere seelisch erschütterte, zerrissene und von Unglauben und grossem Materialismus zerfetzte Zeit.

* Traugott Biff: „Dufela. Dieses blaue Augen“. (Heft 238 der Wiesbadener Volksbücher.) Die Wiesbadener Volksbücher bringen uns in einem ihrer neuesten Bändchen zwei reizende Geschichten aus Niedersachsen von Traugott Biff: „Dufela“ und „Dieses blaue Augen“; ein Vorwort von Prof. Dr. Meyer führt den Leser in Leben und Schaffen des Wiesbadener Dichters ein. Ein frischer, kraftvoll gesunder Zug durchziehen und kennzeichnen auch diese beiden Erzählungen. Die erste, „Dufela“, führt uns in die Lüneburger Heide an die Braunschweiger Grenze, also in die Heimat Biffs und des Freundes seiner Familie, Wilhelm Raabe. Wie die Heldin, so sind auch die anderen Kleinstadtegestalten mit sicherer Hand hingestellt. Aus der „guten, alten Zeit“, da die Kutsche auf der Landstrasse in behaglichem Trost dahinfuhr, ist auch die zweite Erzählung „Dieses blaue Augen“: in Form einer anprechenden Rahmen Erzählung wird aus der Erinnerung das Aufsteigen der ersten schwärmerischen Jugendliebe des Pastorensohnes zu einem einfachen, blonden Naturkinde aus dem Volke geschildert. Kraft und Glück des Menschen — das will der Dichter in beiden anziehenden Erzählungen aussprechen — wurzeln im Heimatboden.

* F. Schrönghammer-Heimdal: „Urwuchs“, lustige Geschichten. (Lit.-Inst. Haas u. Grabherr, Augsburg.) Schrönghammer ist ein lustiger Schalk und gemüthlicher Plauderer. Ein solches Buch ist Arznei für trübselige Gemüther. An diesen vielen kurzen, verblüffenden Geschichten, die sich besonders auch zum Vortrag eignen, wird jeder Leser seine Freude haben.

* J. A. Claudius: „Die Todesbarke“. Geschichtlicher Roman aus der Zeit der Kämpfe um die blaue Adria. (Lit.-Inst. Haas u. Grabherr, Augsburg.) Die Insel Arbe in der Adria ist der Hauptort der Handlung, deren Tempo und dramatische Wucht mitreißt. Ein blondes Fremdmädchen kämpft unter großen Gefahren gegen einen unheimlichen Gegner und Teufelskrafte berühmter Sieg bei Vissa ist zugleich Triumph und Liebesglück der Heldin.

* Ferdinand Goetel: „Von Tag zu Tag“, Roman. (Verlag Paul Hölman, Wien IV.) Wie die Gegenwart einer diplomatischen Ehe und die Vergangenheit einer hohen Liebe in diesem Buch, das halb Roman, halb Tagebuch ist, sich ineinander spiegeln, das ist von lebensvollem Reiz. Die Gestalt der Marukia gehört in ihrer stolzen Verbtheit zu den innigsten der neueren erzählenden Literatur.

* Albert Kunze: „Schnorbel auf der Weltreise“. Reisebuch eines modernen Sachsen. Mit vielen lustigen Bildern von Walter Risch. (Verlag A. Bergmann, Leipzig.) Friedrich August Schnorbel, der schon in Albert Kunzes „Sälschem Oberbuch“ seine Aufmerksamkeit machte, ist ein rühriger, moderner Sachse, dem das Sprichwort: Reisen bildet! arg zu schaffen macht. Wie er plötzlich zu Geld und Ansehen gelangt und nichts Eiligeres zu tun hat, als im Flugzeug eine fabelhafte Weltreise in Szene zu setzen, das ist ergötlich lustig beschrieben.

* Colette: „Komödianten“, meine Gefährten und ich. (Verlag Paul Hölman, Wien IV.) Die berühmte französische Dichterin gibt in ihrem neuen Buch, das wie alle ihre Werke ein Bekenntnisbuch ist, ein buntes farbiges

und eindringliches Bild vom Leben und Treiben reisender Varietékünstler. Durch ganz Frankreich und Italien geht die Tournee dieser „Wanderer ohne Ruhm und Schönheit“, die von einer Probe zur anderen, von Aufführung zu Aufführung geht, in göttlichem Leichtsinn sich über Armut und alle Widerwärtigkeiten ihres Berufes hinwegsetzen, den Humur niemals verlieren und wahres Seldentum im Ertragen von Entbehrungen und Mühsalen bewahren. Unnachahmlich ist der graziöse, unbeschwerter Stil der Colette; in beziehungsreichen Dialogen ist Seelisches wirkungsvoll eingefangen.

* Jack London: „Alaska-Rid“. (Universitas, Deutsche Verlags-A.G., Berlin W. 50.) Alle guten Geister der frohen Laune und Lebensfreude durchpflügen diesen lustig-ernsten Abenteuerroman; er vereinigt in seinem frischen Humor, in seiner unmittelbaren Lebendigkeit alles, was wir an Jack London lieben. Wir erleben den großen Zug der Goldsucher nach dem neuentdeckten Klondike, erleben die Überwindung der weiten Schneefelder, der reißenden Ströme und Stromschnellen, der einfrierenden Seen; wir halten mit, als es um die Erschließung eines neuen Goldfeldes geht. Ein Abenteuerbuch und zugleich ein Denkmal der Kameradschaft.

* Mura: „Die Geschichte einer Liebe“. (Eben-Verlag, Berlin.) Auch in diesem Buche meistert Mura mit echt italienischer Grandezza die Schilderung ihres Helden und seiner Freundinnen. Geistreich, tief durchdacht und mit empfundenen die Unterhaltungen der Liebenden. Mura wird die geistreichste und charmanteste unter den heutigen italienischen Schriftstellerinnen genannt.

* A. von Schumacher: „Madame du Barro“. (Amalthea-Verlag, Wien.) Es ist das Leben einer in ihrer einfachen Menschlichkeit großen Frau, das der Schweizer Karl von Schumacher schildert, einer Frau, die nur kleinliche Schulmeister und enge Seelen verurteilen können, denn in allen Augenblicken ihrer Existenz, als Verkäuferin wie als Herrin von Frankreich, blieb sie immer innerlich gleich und sich selber treu: gütig, schön und liebebereit. Mirabeau sagt: „Wenn sie keine Gestaltin war, so liegt die Schuld bei den Göttern, die sie so schön geschaffen“. Noch auf dem Schafott, wenn sie den Henker bittet: „Noch einen Augenblick, Herr Henker“, ist sie nur ganz sie selbst, die Frau, die das Leben wilder, leidenschaftlicher und heißer liebt als irgend etwas; das Leben, das ihr so viel gegeben und sie so hart geprüft hat.

* „Das Saxophon“. Von J. Cool. Im Jahre 1929 baute man in der Welt über eine Million Saxophone, in Amerika allein 820 000! J. Cool gibt nun eine ausführliche Monographie des Instruments: seine Geschichte, Mechanik, Spieltechnik, Verwendung in den Partituren moderner Meister, der Militärorchester und Jazzkapellen. Kurz, eine reiche, völlig neuartige musikalische Gedankenwelt breitet sich vor uns aus! Der Stoff ist mit größter Sachkenntnis behandelt; zahlreiche neue Probleme über Fragen des Transponierens, der Notenschrift, der künftigen Entwicklungsmöglichkeiten unserer Orchester usw. werden dabei berührt. (Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig.)

* „Der kleine Guido.“ Den Kindern erzählt von Otto Theodor Müller. („Ars sacra“, Josef Müller, München 13.) „Der kleine Guido“ ist das prächtige männliche Gegenstück zu Anna, der „Blume von Annecy“ im gleichen Verlag.

* „Ein Ghetto im Osten: Wilna.“ 65 Bilder von M. Borobich, eingeleitet von S. Chénour. Schaubücher, Band 27. (Drell-Füssli-Verlag, Zürich.) Das Mittelalter steht beim Durchblättern dieses Schaubuches vor unseren Augen, aber nicht das Mittelalter dräuender Burgen und festroher Minnehöfe, prunkender Kathedralen und blinkender Panzer, sondern das Mittelalter eines Ghettos im Osten. Dieses Schaubuch zeigt das wirkliche Ghetto, die echte Judengasse, an originellen Photokompositionen, die nichts fälschen und nichts verflüchtigen.

* „Überwindung der Wechseljahre bei Frau und Mann.“ Unter Berücksichtigung von Arterienverfaltung, Krebs und Sexualleben. Von Dr. med. H. v. S. (Verlag Bruno Willems, Hannover.) In den Jahren zwischen 45 bis 55, den sogenannten Wechseljahren, stellt sich der Körper von der Jugend zum Alter um, wodurch oft schmerzhaft Veränderungen hervorgerufen werden. Der Verfasser hat auf Grund seiner Erfahrungen während der Praxis diesen verständlichen Leitaden zusammengestellt.